

## Kurze Einführung zu den kurzen Erzählungen Ernst Kreuders

Über die Jahre hat Ernst Kreuder eine Menge kurzer Erzählungen verfasst. Für Zeitungen und Zeitschriften schrieb er vor, während und nach dem Krieg seine „Räuberpistolen“, wie er sie abwertend nannte. Für ihn waren sie eine der wenigen Möglichkeiten, schreibend Geld zu verdienen. Er selber hielt nicht viel von ihnen, und tatsächlich sind nur wenige wirklich lesenswert. Die meisten sind „nette Geschichten“, die zu großen Teilen wirken, als sollten sie von den Kriegsproblemen ablenken. Viele laufen nach dem gleichen Schema ab. Im Hinblick auf sein Hauptwerk sind besonders die Späteren interessant. Sie können als Beispiel für die Dichte seiner Romane gesehen werden, deren Themen sie teilweise aufnehmen und variieren.

Zu Lebzeiten sind die Erzählungen in drei Bänden erschienen: *Die Nacht der Gefangenen* (1939), *Das Haus mit den drei Bäumen* (1944; ausgeliefert nach Kriegsende) und *Tunnel zu vermieten* (1970). Unter dem Titel *Phantom der Angst* erschien 1987 ein Reclam-Heft, das mittlerweile ebenso vergriffen ist wie etwa die sehr gute Sammlung *Die Gesellschaft vom Dachboden – Erzählungen, Essays, Selbstaussagen* aus dem Aufbau-Verlag von 1990, in der neben allen langen Erzählungen auch einige ausgewählte Kurzgeschichten versammelt sind.

„**Phantom der Angst**“ – die Geschichte, die wir im Folgenden präsentieren – ist eine der gelungensten kurzen Erzählungen Kreuders. Sie ist ein Beispiel für die Dichte und Geschlossenheit, mit der er seine Romane und längeren Erzählungen zu gestalten wusste.

BENEDIKT VIERTELHAUS

## Phantom der Angst

Ich trat hinaus in den dunklen Flur, drückte auf den Knopf der Treppenhausbeleuchtung und schloß die Tür hinter mir ab. Es war etwas nach neun. Während ich die Treppen hinunterstieg, hörte ich jemand heraufkommen. Ich blieb stehen, um zu warten, bis eine Tür geöffnet würde und die Schritte dahinter verschwänden. Die Schritte hörten auf, ein Schlüsselbund klirrte und ein Schlüssel wurde ins Türschloß gesteckt. Ich wartete noch auf das Öffnen und Zuschlagen der Türe. Es dauerte unbegreiflich lange, der Schlüssel wurde mehrere Male herumgedreht, dabei wurde an der Tür gerüttelt. Im nächsten Augenblick erlosch das Treppenlicht. Tief unten schlug die Haustüre zu und eilige Stimmen und Schritte kamen herauf. Ich stand unbeweglich im Dunkeln und legte die Hand auf das Treppengeländer. Dann glühte das Licht wieder auf, eine Tür fiel zu und die Stimmen und Schritte waren verschwunden.

In der Stille, die nun eintrat, hatten seine Worte einen eigentümlichen Klang.

»Steht da oben jemand?«

Ich schwieg. Vielleicht brachte er die Türe doch noch auf und verschwand, dann konnte ich unangefochten hinuntergehen. Aber ich hatte nicht mit der Perspektive gerechnet. Und dann war es zu spät. Er hatte sich plötzlich unten weit über das Geländer gebeugt und starrte zu mir herauf. Es war ein großes Gesicht mit breitem Unterkiefer und flackrigen Augen, der verregnete Hut war aus der breiten Stirn geschoben. Ich nahm die Hand vom Geländer und stieg die Treppen hinab. Er stand schon wieder vor seiner Tür und versuchte sie aufzuschließen und sah sich nicht nach mir um. Er war ein breiter, kräftiger Mann über Mittelgröße, auch sein Regenmantel war naß.

»Kann ich Ihnen vielleicht helfen?« fragte ich und blieb stehen.

»Versuchen Sie's mal«, sagte er und hielt mir, ohne mich anzusehen, den Schlüssel hin. Während ich den Schlüssel nahm, trat er etwas zur Seite, dann schob ich den Schlüssel ins Schloß und nach einigen Versuchen sprang die Türe auf. Gleichzeitig erlosch wieder das Treppenlicht. Ich bewegte mich nicht, um zu hören, was er tat. Es war jetzt völlig finster.

»Was haben Sie denn vor?« hörte ich ihn dicht vor mir fragen.

»Warum machen Sie denn kein Licht?« sagte ich, »Sie stehen doch mit dem Rücken vor dem Schalter.«

»Hm«, sagte er, dann hörte ich, wie er sich bewegte und mit der Hand über die Mauer tastete und den Knopf durchdrückte. Sofort kehrte das Treppenhaus aus der Finsternis zurück. Ich las auf dem weißen, ovalen Emailleschild den Namen »Karl Brand«.

»Wenn Sie nichts vorhaben«, sagte er jetzt und zog die Türe vorsichtig wieder zu, »dann könnte man ja zusammen wohingehen.«

»Gut«, sagte ich, »ich kenne mich aber hier noch nicht aus.«

Er nickte flüchtig, zog den Schlüssel aus dem Schloß und steckte den Schlüsselbund ein. Er ließ mich vorangehen. Wir gingen die Treppen hinunter und traten auf die dunkle Straße und in den Regen hinaus. Nach einiger Zeit begegneten wir einem Polizisten, sonst war die Straße leer. Dann bogen wir nach links in eine Seitenstraße ein, die sich zu einer schmalen Gasse verengte und in der nur eine einzige Laterne am Ende brannte. Bevor wir die Laterne erreichten, bogen wir nochmals links in eine so enge Gasse ein, daß wir gerade noch nebeneinander gehen konnten. Hier brannte keine Laterne, aus den verhängten, niedrigen Fenstern drang da und dort schwacher Lichtschein. Jetzt blieb Herr Brand vor einer dunklen Scheibe in der Mauer stehen, zog aus dem Dunkeln eine Tür auf und forderte mich auf, voranzugehen. Ich trat in den leeren, halbdunklen Schankraum einer Bierstube, die

von einer ausgeglühten Osrambirne oben an der rissigen, schwärzlichen Decke nur ungenügend beleuchtet wurde. Wir hingen die Regenmäntel und Hüte an einen gußeisernen Wandhaken und setzten uns an den dunkelsten Tisch.

»Der Wirt kommt gleich«, sagte Herr Brand und bot mir seine Zigaretten an. Dann hörte ich

leichte Schritte hinter mir, Herr Brand reichte mir das brennende Streichholz und zugleich stellte ein hemdsärmeliger Arm zwei gefüllte Biergläser auf den Tisch. Ich glaubte, auch etwas wie eine tonlos gemurmelte Begrüßung gehört zu haben. Schwache, schlurfende Schritte entfernten sich, Herr Brand trank mir zu, ich hob das Glas und trank, und als ich mich umsah, war der Wirt verschwunden.

»Vermissen Sie etwas?« fragte Herr Brand.

Ich verneinte.

»Sehen Sie«, sagte er, »wenn die Männer, die jetzt in den Kneipen der ganzen Welt sitzen«, er hob die Hand und zählte die Erdteile an den fünf Fingern ab, »wenn diese Männer nicht in die Kneipen gingen, sondern, jeder für sich in einen finsternen Wald, was würde das geben?«

»Sie meinen«, sagte ich, »daß dies die Welt zusammenhält?«

»Oder weil sie zusammenhält«, sagte er, »gehen die Männer dorthin.« Ich blickte ihn fragend an.

»Man sitzt dort zusammen«, fuhr er fort, »trinkt und erzählt sich Geschichten. Denn es werden keine richtigen mehr erlebt. Man prügelt sich, man nimmt sich die Frauen weg, sind das Geschichten?«

»Ich kann Ihnen keine Geschichte erzählen«, sagte ich, »wenn Sie das meinten.«

»Ich kann es auch nicht«, sagte er. Dann klopfte er auf die Tischplatte. »Schnaps!« rief er. Die Biergläser waren leer. Diesesmal drehte ich mich rechtzeitig um und sah den Wirt. Er trug zwei gefüllte Schnapsgläser vor sich her, sein schwammiges Gesicht war dunkelrot, er hatte einen schwärzen Hut auf und lief in Pantoffeln und trug einen grauen Wams, er wackelte mit dem Kopf und seine Lippen bewegten sich dabei. Die Schnapsgläser bildeten dunkle Ringe auf der Tischplatte.

»Man könnte indessen«, sagte Herr Brand und hob das Glas, »eine Geschichte zusammenstellen, natürlich ohne Übereilung.«

»Das könnte man«, sagte ich.

»Wenn Sie das Stichwort geben wollen«, fuhr er fort, »fangen wir an.«

»Ich möchte es am liebsten Ihnen überlassen«, sagte ich.

»Gut«, sagte er, »denken wir an eine gefährliche Situation, fangen wir an. Ein Mann, sagen wir namens Franz, wird telegraphisch benachrichtigt und sieht sich gezwungen, plötzlich eine Reise anzutreten. Er packt den Koffer in Eile, nimmt eine Taxe, stürzt in den Bahnhof, läuft durch die Sperre und sieht den Zug bereits ausfahren. Er wird den Zug noch bekommen, denn er läuft ausgezeichnet und ist geübt im Aufspringen. Vor ihm läuft noch jemand, eine junge, hübsche Person, sie faßt schon nach der Türstange des letzten Wagens, und nun sieht Franz blitzschnell, daß sie nicht aufspringen und nicht mehr loslassen kann. Das gibt ein Unglück, denkt er noch, läßt seinen Koffer fallen, packt im Laufen die junge Frau um die Mitte und reißt sie von dem fahrenden Zuge los. Er muß noch einige Schritte mit seiner Last laufen, damit sie nicht beide hinstürzen, dann stellt er sie auf den Bahnsteig und hält sie fest, denn sie ist am Zusammenbrechen. Von der Todesangst ist ihr Gesicht kreideweiß. Er führt sie langsam zu einer Bank und dort erholt sie sich wieder.

Dann bringt er sie in den Wartesaal. Sie dankt ihm mit zittrigem Mund und einem fassungslosen verwunderten Blick. Aber beide sprechen sie kein Wort über die Todesgefahr, über die unsichtbare Macht, die ihr Opfer schon beinahe im Netz hatte. Sie trinken Kognak, später Kaffee. Der nächste Zug, der in Frage kommt, fährt erst in zweieinhalb Stunden. Franz muß das Mädchen immer öfter ansehen, sie ist von einer anmutigen Zartheit, doch nicht ohne die elastische Frische und Kraft der Jugend. Er ist bald vierzig, sie wird noch nicht Mitte zwanzig sein, denkt er. Dann kommt zum ersten Male in das bleiche Angstgesicht ein Lächeln, er hat etwas Komisches erzählt, und unter diesem selbstvergessenen, aufblühenden Lächeln fühlt er den Wartesaal fortsinken ins Unsinnige hinab, hat er das Gefühl, eine Uhr finge in seinem Leben zu schlagen an, die nie geschlagen hat, helle, klingende Schläge. Aber im nächsten Augenblick stürzen brüllende Zeitungsjungen in den Wartesaal, die Stöße der druckfeuchten Extrablätter sind im Nu verkauft, Franz hat schon eine Extraausgabe in der Hand und liest die große schwarze Schlagzeile: »Schweres Eisenbahnunglück im Nebel!« Da beugt sich das Mädchen über den Tisch, erschrickt, es erscheint ihnen noch unmöglich, aber es ist der gleiche Zug, sie können es schwarz auf weiß lesen, der D-Zug 148 ist verunglückt, ein

Triebwagen ist von hinten im Nebel in ihn hineingefahren, die drei letzten Wagen sind entgleist, bis jetzt zählt man 12 Tote und 8 Schwerverletzte. Franz sieht das Mädchen an, sie hat wieder dieses Zittern um den Mund, das Grauen überläuft sie, das ist der Zug, auf den sie vor einer Stunde aufspringen wollte, auch Franz wollte noch aufspringen, sie haben einer den anderen vor der Fahrt in den Tod zurückgeholt, die Rettungsarbeiten gehen in dem dichten Nebel nur mühsam vor sich.«

»Wie finden Sie das?« fragte Herr Brand.

»Etwas ungewöhnlich«, sagte ich, »aber nicht unwahrscheinlich. Ich las von einem ähnlichen Fall Vorjahren.«

»Wir wollten eine Geschichte zusammenstellen«, sagte er, »ohne Übereilung. Bis jetzt gab es nur Schrecken, die Fäden sind noch nicht geknüpft. Franz entschuldigt sich also für eine Minute, läuft zur Telefonzelle und ruft seine Schwester an, damit sie sich nicht unnötig um ihn ängstigt. Als er zurückkommt in den Wartesaal, ist der Tisch leer, die junge Frau ist verschwunden. Sie hat ihre Getränke bezahlt und ist fortgegangen. Er weiß noch nicht einmal ihren Namen, er beruhigt sich, er könnte es mit einer Enttäuschung hinnehmen. Aber dann steht er doch auf und sucht die Bahnsteige und die haltenden Züge nach ihr ab.

Mit jedem Schritt, den er macht, um sie zu suchen, verfällt er schon um so unentrinnbarer ihrem Bild. Dieses Bild eines schlanken, jungen, verstörten Mädchens senkt sich ihm bis in die Träume ein. Sie wird ihm die Verheißung seiner Träume. Er muß sie finden. Es vergeht ein Jahr, er sucht sie noch immer, wo er hinkommt auf seinen beruflichen Reisen. Eines Abends kehrt er in einer fremden Stadt etwas früher als sonst ins Hotel zurück. Ermüdet betritt er den langen, matt erleuchteten Gang des zweiten Stockwerks, als eine junge Frau im Bademantel quer vor ihm eilig in ihr Zimmer läuft. Franz bleibt stehen, er hat das Gefühl, plötzlich in einem unerträglich überhitzten Räume zu stehen und schwer nach Luft zu ringen. Er hat das Phantom seiner quälenden Träume erkannt. Wie ein Blinder macht er sich los und geht auf ihre Türe zu und klopft an. Es antwortet hinter der Tür, fragend, dann tritt er schon ein. Was nun beginnt, wird man wohl das tragische Zeremoniell der Liebe nennen. Er muß nicht zu ihren Füßen niederfallen, nicht flehen, nicht klagen, die Macht seines Wunsches ist so stark, daß sich alles in ihren Bann fügt. Er bittet sie nur, seine Frau zu werden. Sie bittet ihn um eine Frist, denn sie hat noch immer unerklärliche Angst vor ihm seit dem Chok ihrer Rettung. Dann verabreden sie für den nächsten Abend die Entscheidung.

Am anderen Tage ist alles vorbereitet, sie essen abends zusammen in seinem Zimmer, dann zerbrechen sie die Gläser, aus denen sie getrunken haben. Das Mädchen wird jedoch immer unruhiger, und in dem Augenblick, da er sie küßt, zum erstenmal, laufen draußen Leute über den Gang, dann ertönt der Feueralarm im ganzen Hotel. Im Erdgeschoß ist das Feuer ausgebrochen, die Treppen brennen, es gelingt ihnen in letzter Minute, durch den Rauch und das Feuer über eine Hintertreppe ins Freie zu kommen. Dort haben sie sich

im nächsten Augenblick schon in dem wogenden, dichten Menschengewühl aus den Augen verloren. Und dann sucht er sie auch nicht mehr.

Denn nun lahmt Franz die Angst. Die Angst vor ihrer Nähe, denn dort spinnt der Tod sein Netz. In der Nacht des Hotelbrandes sind mehrere Menschen ums Leben gekommen. Er sucht das Phantom seiner Träume nicht mehr, der Angstchok zerstört seine Liebe zu dem schlanken, fremden Mädchen. Von nun an wird er ihr ausweichen, wie man unheimlichen Orten aus dem Wege geht. Aber nun zieht es *sie* zu Franz hin. Sie schreibt ihm Briefe, die ihn treffen und erregen, aber er antwortet nicht. Dann läutet es eines Abends an seiner Tür. Vorsichtig tritt er ans Guckloch und sieht sie draußen stehen, es überläuft ihn kalt vor Angst, er wagt nicht, eine Bewegung zu machen. Fühlt sie, daß er hinter der Tür steht? Auch sie bewegt sich nicht. Und sie wird ihm noch unheimlicher. Schließlich geht sie fort. Das hat er überstanden. Aber was wird nun kommen? Wochen vergehen. Und dann kommt Franz eines Abends nach Hause und kriegt das Türschloß nicht auf. Da hat jemand mit einem Haken oder mit einem Nachschlüssel am Schloß hantiert, denkt er. Zugleich hat er gehört, daß oben auf der Treppe jemand, der herunter kam, stehen geblieben ist. Franz beugt sich über das Geländer und sieht einen Mann, den er schon einmal im Hause gesehen hat, wohl ein Hausbewohner.

Der Hausbewohner kommt herunter und ist ihm behilflich, die Türe aufzuschließen. Aber nun hat Franz genug gesehen, er schließt die Türe wieder vorsichtig und geht mit dem Manne in eine einfache Bierstube.« – »Wie finden Sie das?« fragte Herr Brand.

»Das hatte ich nicht erwartet«, sagte ich. »Wie wird die Geschichte weitergehen, ich meine, was werden Sie jetzt tun?«

Fragend beobachtete er mein Gesicht.

»Wir werden jetzt gehen, denke ich«, sagte er und stand auf.

Wir zahlten und verließen die Bierstube und gingen durch den nächtlichen Regen zurück, betraten das Haus und dann standen wir wieder vor seiner Wohnungstür. Ich verabschiedete mich, aber er bat mich, noch einen Augenblick zu bleiben. Er steckte den Schlüssel ins Schloß und die Türe ging sofort auf. Mit einer zögernden Handbewegung forderte er mich auf, einzutreten. Ich trat in den dunklen Vorraum und sah sofort den Lichtschein in dem Schlüsselloch der mittleren Tür. Flüsternd bat er mich, durch das Schlüsselloch zu blicken. Ich trat leise vor, bückte mich und brachte mein rechtes Auge vor das Schlüsselloch. Dann sah ich, daß auf dem Tisch eine Lampe brannte, aber das längliche Zimmer, das von hier aus gut zu beobachten war, war leer. Ich winkte Herrn Brand heran und schüttelte verneinend den Kopf. Seufzend bückte er sich und blickte nun selbst hindurch. Dann richtete er sich erleichtert auf.

»Sie hat vergessen, das Licht auszumachen«, sagte er laut, die bisher ängstlich geübte Vorsicht außer Acht lassend. Im nächsten Augenblick öffnete sich hinter uns eine Tür und eine schlanke junge Frau trat aus dem Badezimmer. Sie hatte nur einen großen, blauen Bademantel an, der ihr zu lang war und den sie wie einen Umhang über der Brust zusammenhielt.

Die Ärmel hingen leer herab.

»Karl!« rief sie.

Herr Brand starrte sie wie eine Erscheinung an.

»Anna«, sagte er dann leise, blinzelnd, schluckend, und, wie mir schien, schon völlig selbstvergessen.

Sie streckte heftig beide Arme nach ihm aus und der blaue Bademantel fiel auf den Boden. Ich wandte mich um und ging unbemerkt hinaus und drückte die Tür von draußen zu.

Bald darauf heiratete Herr Brand. –

Vor einiger Zeit traf ich ihn abends auf der Straße, und da ich nichts vorhatte, gingen wir in das kleine Bierlokal. Der Wirt in Hut, Wams und Pantoffeln brachte uns das Bier und ließ uns allein.

»Ich habe den Eindruck«, sagte ich, »daß Sie sich wohl befinden.«

»Ja«, sagte er, »es ist nichts mehr passiert, seit sie meine Frau geworden ist. Es hat uns Glück gebracht.«

Er bückte sich und klopfte langsam dreimal unter den Tisch.

»Damit ist die Geschichte wohl zu Ende«, sagte ich.

»Hoffentlich«, sagte er und leerte sein Glas.

ERSTVERÖFFENTLICHT IN:

**Ernst Kreuder:** *Die Nacht des Gefangenen. Erzählungen.* Darmstadt: Wittich, 1939. Textvorlage aus: Ernst Kreuder: *Phantom der Angst. Erzählungen.* Stuttgart: Reclam, 1987 (= RUB 8428). (Beide Bände sind im Handel nicht mehr erhältlich.)

Wiederabdruck mit freundlicher Genehmigung der Rechteinhaberin Erika Kreuder.